

DISKUS

Aus dem Inhalt:

Zum Tagebuch der Anne Frank —
Vom Sinn der Geschichte — Tam-
Tam Schwarz — „... nach Córdoba
komme ich nie“

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

7. Jahrgang — Heft 5 — Preis 10 Pfg.

Juni 1957

Verlagsort Frankfurt a. M.

Kontaktschwierigkeiten

Keine Zeitung und keine Rundfunkstation hierzulande, die nicht in das allgemeine Empörungsgeschrei und Wehklagen über das jüngste Reiseverbot der Pankower Regierung für die Jugend und speziell die Studenten der DDR eingefallen wäre. Nach Aussagen des Staatssekretärs für Hochschulfragen, Dr. Wilhelm Girnus, gibt es natürlich kein Verbot, sondern man wolle die Reisen mitteldeutscher Studenten nur unter Kontrolle nehmen, auf daß sich die Eleven der Wissenschaft nicht in den Netzen westlicher Geheimdienste verstricken. Nicht nur der Experte weiß, daß es sich bei solchen Kontrollen kommunistischer Provenienz um höchst reale Gesetze handelt, die man sich als solche nicht vorzustellen wagt. Noch deutlicher zeigt sich der Charakter solcher Kontrollen an jenen penetranten Selbstverpflichtungen irgendwelcher gutwilliger Erstsemestler, die auf derlei Erlasse unmittelbar und unweigerlich zu folgen pflegen: „... werde ich mich dafür einsetzen, daß kein Student dieses Seminars in den Ferien nach Westdeutschland fährt.“ „Kein Freund aus unserer Gruppe wird in diesen Sommerferien nach Westdeutschland fahren.“ Dazu natürlich die antiquierten Vokabeln Feind, Imperialisten, Mordhetzer, schmutzige Wühler etc. etc.

Derart betrachtet, hat es sein gutes Recht, wenn man im westlichen Deutschland einesteils empört, andererseits traurig ist über das Neuenliche herunterseit das Auseinandergehen. Es ist auch nicht zum Schaden, wenn der VDS oder andere Stellen Protesttelegramme nach Pankow schicken. Aber das allein genügt nicht. Denn solange es den Potentaten der DDR so erscheint, als ginge ihnen ihre mühsam und unter großen Opfern hochgezogene, junge Intelligenz durch die Finger, solange werden sie auf die unorganisierten Proteste pfeifen, weil sie ihre Studenten nötiger brauchen als einen „guten Ruf“. Und daran können wir nichts ändern.

Indem scheint es jetzt an der Zeit, schnell und eindringlich zu fragen, ob von westlicher und speziell westdeutscher Seite etwas unterlassen wurde, was die neuerliche Misere hätte verhindern können und was denn nun angesichts der neuen Lage zu tun ist. Es sollte Einhelligkeit darüber herrschen, daß etwas getan werden muß, denn glaube keiner, daß wir in wenigen Jahren auch nur noch Reste unserer Denkart bei der Jugend der DDR voraussetzen können, wenn sie nun wieder von dem Gedankengut, das wir für gut und notwendig halten, streng isoliert wird.

Der offizielle und angestrengt aufgebauchte Grund für das Reiseverbot ist das Wirken der Geheimdienste, womit alles zwischen CID und Amt für Gesamtdeutsche Studentenfragen gemeint ist. Wenngleich sich die zuständigen Propagandisten lange an den Fingern haben saugen müssen, ehe sie die notwendigen „Fakten“ parat hatten, stehen wir nicht an, anzugeben, daß noch heute „interessante“ Flüchtlinge westlichen Spionagediensten zwecks einer Befragung zugeführt werden. Man braucht natürlich nichts zu sagen, selbst wenn man irgendwelche russische Militärgeschichten kennen würde. Aber wer von den Flüchtlingen weiß, daß er nichts zu sagen braucht? Ferner ist es Tatsache, daß sich im Kielwasser einer mitteldeutschen Studentendelegation, wenn sie die Bundesrepublik betreten hat, meist ein „unauffälliger“, lederbemäntelter Verfassungsschützer befindet und unter den Kommilitonen aus Dresden und Leipzig mindestens Unbehagen erregt.

Geheimdienste und Verfassungsschutzämter scheinen hüben wie drüben zum Instrumentarium eines Staates zu gehören. Wir meinen aber, daß wir hüben sie nicht so nötig haben sollten, wie die drüben. Wir vermissen, daß sich unsere Regierung und andere maßgebende Institutionen mit etwas Selbstsicherheit an die Brust schlagen und sagen: derlei haben wir nicht nötig. Wir vermissen das Vertrauen des Staates in seine Bürger. Minister v. Brentano formulierte letzthin etwas unglücklich: „Man soll das deutsche Volk doch nicht für dümmlich halten, als es, weiß Gott, ist.“ Nun denn! Warum hat man in der Bundesrepublik noch nicht den Mut gefunden, mitteldeutsche Zeitungen hier vertreiben zu lassen und damit sich deutlich von Ulbrichts

Methoden abgesetzt. Unserem politischen Gefüge würde das nichts schaden, wohl aber dem Pankows. Solche Demonstrationen freiheitlicher Ordnung können allen Beteiligten klar machen, welches die beste Zukunftslösung ist für Gesamtdeutschland.

Der DISKUS hat im vergangenen Jahr gegen viele Widerstände einen Artikelaustausch mit dem Ostberliner FORUM versucht. Er scheiterte daran, daß man drüben nicht wagte, unseren Artikel zur Wehrpflicht den Lesern in die Hand zu geben. Er scheiterte vor allem aber auch daran, daß unsere Aktion in der Gesamtpolitik winzig genug war, um sie unter den Tisch fallen lassen zu können. Hätten die 170 westdeutschen Blätter, die damals hämisch oder altväterlich weisekommentierten sich zu ähnlichen Aktionen zu entschließen gewagt, hätte man jetzt den Fuß zwischen die Tür stellen können, die mit dem Reiseverbot nun plötzlich und ungehindert wieder zugeschlagen werden konnte.

Denen, die wirklich den Willen zur Tat haben, bleibt nach dem Geschehenen immerhin das Resultat: Die Besuchskampagne, die vor zwei Jahren auf Befehl Ulbrichts mit dem Auftritt unzähliger Delegationen und Kulturgruppen zur politischen Aufweichung der Bundesrepublik gestartet wurde, ist — obwohl von offiziellen westdeutschen Stellen argwöhnisch betrachtet und nach Möglichkeit gebremst — ohne Schäden verarbeitet worden und für Pankow zu einem

Wer sich das Gesetz des Handelns vorschreiben läßt, darf, besonders in der Politik, nicht auf den Erfolg hoffen. Wird dieser Satz nicht durch die politischen Erfolge der Bundesrepublik glänzend widerlegt? Kann nicht unsere Regierung einen Katalog von für uns vorteilhaften Ergebnissen internationaler Konferenzen und Verträge vorlegen? Und all dies, obwohl der Bundesaußenminister, sicher nicht zum erstenmal während seiner Amtszeit, vor wenigen Wochen in Frankfurt erklärte, daß man sich in Bonn noch einige Jahre Zeit lassen wolle, der internationalen Politik Rezepte zu bieten. Der Ertrag unserer Außenpolitik der vergangenen Jahre ist, da stimmen wir Herrn von Brentano zu, der Erfolg eines Mannes, der mehr Dynamik besitzt als die ganze übrige Regierung. Auch die politischen Spitzenexperten aller Parteien zusammen kommen in ihrer fachlichen Produktivität ihm nicht gleich. Was diese Tatsache so bedenklich macht, ist der Umstand, daß alle Politiker in Bonn, einschließlich der Opposition, dies direkt oder indirekt zugeben. Die Minister halten sich sogar zugute, daran kann es seit Brentanos Äußerung kaum einen Zweifel geben, daß sie in selbstloser Beschränkung, ihre Aufgabe fast ausschließlich darin sehen, die politische Aktivität des einen Mannes abzusichern, zu rechtfertigen, zu konservieren. Aber nicht nur unsere verantwortlichen Politiker, unsere Parlamentarier und die Opposition überlassen die Bürden der Politik einem Manne. Das ganze Volk hat dagegen nichts einzuwenden. So wenig wie die Opposition sich darum bemüht, vernünftige Alternativen zur offiziellen Politik sich zu erarbeiten, so wenig macht sich das Volk die Mühe, selbständig politisch zu denken. — Ein untrügliches Zeichen für den Mangel an politischer Phantasie und realistischem Sinn der-



Wegen hervorragender Verdienste um die medizinische Wissenschaft verlieh der Bundespräsident dem Professor Dr. Otto Carstens die Große Verdienstmedaille der Bundesrepublik. Der hessische Kultusminister Dr. Arno Hennig überreichte die hohe Auszeichnung. (Bild epa)

höchst unliebsamen Bumerang geworden, den man sich nun durch die jüngste Zwangsmaßnahme abzufangen müht. Für uns sollte das eine Bestätigung dafür sein, mit dem Bemühen um Begegnungen jeder Art unablässig fortzufahren.

Natürlich wird man uns auch künftighin beschimpfen und zur „Verantwortung“ ziehen wollen, wenn wir mit Funktionären sprechen, weil wir mit dem Studenten XY vorerst wahrscheinlich nicht in Berührung kommen können. Aber wir glauben nicht so recht an das Schwarz-Weiß-Schema hie Funktionär, hie freiheitlicher Rest und zudem ertragen wir Kritik, weil wir hoffen, daß uns die Zukunft recht gibt.
Werner Schaffernicht

Mission ohne Auftrag

jenigen, die den Kanzler seit Jahren nur kritisieren, sind ohne Zweifel jene Sicherheitspaktvorschläge, die, auf wenigen Schreibmaschinenseiten abgehandelt, den Ost-West-Gegensatz aus der Welt schaffen sollen.

Würde ein Künstler heute das deutsche Volk darstellen, so müßte er das Bild eines wartenden Menschen entwerfen, der in Wirklichkeit jedoch weder wartet noch hofft, aber um des Prinzips willen, dieses nicht eingestehen möchte. Gibt ein Minister des Äußeren zu, daß er weder heute noch morgen die Welt mit politischen Plänen behelligen will, glaubt er, in der Politik ein Nacheinander konstruieren zu können, die deutsche Außenpolitik von vornherein in eine Periode des Abwartens und in eine spätere andere des Zugreifens und Einheimens einteilen zu können, glaubt in Wirklichkeit selbst nicht daran, jemals zu den Profiteuren politischer Entwicklung zu gehören.

Absichern, begründen und konservieren, ist notwendig, jedoch nur dann zu rechtfertigen, wenn zur selben Zeit Neues skizziert, vorgetragen und angeboten wird. Die vergangenen acht Monate haben uns die Chance geboten, vom Recht der Mitgestaltung der Verhältnisse in Europa Gebrauch zu machen. Unsere Politiker haben diese Chance nicht wahrgenommen, wahrscheinlich deswegen nicht, weil sie in ihren Plänen nicht vorgesehen war, weil sie sich in schüchternen Selbstentscheidung, von Anfang an, schon entschlossen hatten, die Welt nicht mit Rezepten zu belästigen. Was ist heute noch übrig von der ungarischen oder polnischen Chance?

Nur die Studenten können mit einigem Recht von sich sagen, eine eigene Initiative wenigstens versucht zu haben.

(Fortsetzung auf Seite 10)

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Alexander Böhm, Klaus M. Ellrodt, Sebastian Herkommer, Norbert Piltzing, Hanns Schreiner.
Chefredakteur: Werner Schaffernicht.
Redaktion: Horst Enders, Hanns Schreiner, Oscar Strobel.
Korrespondent in Bonn: Gert Baumgarten.
Korrespondent in Berlin: Joachim Fest.
Geschäftsführung: Günter Schwank, Königstein/Ts., Adelheidstr. 24, Tel. 883
Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon: 55 62 61.
Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 26, Tel. 77 07 41, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V.“; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a, Tel. 55 11 78.
Abonnements zum Preise von 1,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes bei der Geschäftsführung zu bestellen.

Dwingers Dritter Weltkrieg

Man nehme: einige Wasserstoff-Fernraketen, lasse sie vom Baltikum aus aufsteigen und verwandele durch sie Städte und Industriezentren, Flugbasen und Verkehrsknotenpunkte in Staub und Erde. Dabei lasse man Millionen Menschen unter himmelhohen Feuerglocken das Leben verlieren. So dürfte der nächste Weltkrieg erfolgreich entfesselt sein. Natürlich von den Roten. Aber der Westen wirft seine jahrelang auf das sorgsamste vorbereiteten Abwehrkräfte dem drohenden Weltuntergang entgegen. Dann lasse man, während sich so die Erde in schmerzlichen Zuckungen windet, das Schicksal die Lebensfäden einer kleinen Menschengruppe verwirren. Und zwar an drei Stellen: „Im Moskauer Zentralbunker des Zivilverteidigungs-Kommissars Durmannoff, dem der breitschultrige Fliegermarschall Pobjedin gegenübersteht, auf einer Fluchtstraße Süddeutschlands, auf der der Luftschutzleiter Gruber mit seiner Helferin Lotte einer ungewissen Zukunft entgegenrollt, und in einer ostdeutschen Vorstadt, in welcher der Fähnrich der deutschen Bundeswehr Hauser seine soldatische Pflicht erfüllt ...“ (Copyright 1957 by Illustrierte Presse GmbH., Stuttgart).

Das Ganze serviere man mundgerecht mit dem Titel „Zwischen Furcht und Hoffnung“, versee es mit der Unterzeile „Der Krieg, den wir nicht wollen“ und sende es an die „Deutsche Illustrierte-abz“, deren Nr. 22 vom 1. Juni 1957 wir hier zum Teil in Auszügen verwendeten, zum Teil zitierten. Der Verfasser erscheint in dieser Ausgabe bereits nicht mehr namentlich. Dennoch interessierten wir uns für diesen Herrn. Der Name: Edwin Erich Dwinger, Spezialist für diverse Blutbäder von Weimar bis übermorgen. Mit dem Buch „Zwischen Weiß und Rot“ gab er den Russen die Ehre, sich noch einmal, nun für die deutschen Leser aufs Fürchterlichste abzuschlachten. Als hier nichts mehr zu holen war, bot sich mit Hitler der Bromberger Blutsonntag an, um in dem Buch „Der Tod in Polen“ die Massaker einschließlich Vergewaltigungen gehörig auszuschlachten. Den Dritten Weltkrieg wartet er nun schon gar nicht mehr ab, sondern nimmt eilig Honorar auf Vorschub.

Die Phantasie Dwingers ist so makaber wie dürftig, wenn sie zwar beinahe vernünftig neben den Städten auch Industriezentren, Flugbasen und Verkehrsknotenpunkte in Staub und Asche zergehen läßt, dem Westen aber dann sogar Zeit gibt, dem „drohenden Weltuntergang“ noch entgegenzutreten! Und Luftschutzwart Gruber, um unseren Lesern nichts zu ersparen, „zieht die langen Beine vorsichtig an dem Ganghebel vorbei, rutscht zur rechten Tür und läßt sich langsam neben Lotte in den Straßengraben gleiten. Das Gesicht des Mädchens ist ein heller Fleck. Gruber beugt sich über sie. Er verhält, will etwas sagen ... Aber er sieht nur den angstvoll geöffneten Mund. Und wenn ich sie jetzt küssen würde — denkt es in ihm. Und es ist mehr als ein Gedanke. Es ist ein starker, wilder Impuls.“ Schweigen wir.

Horst Helmut Kaiser

Edwin Erich Dwinger: „Zwischen Weiß und Rot“. Pilgram-Verlag, Salzburg.
Edwin Erich Dwinger: „Der Tod in Polen“. Eugen-Diederichs-Verlag, Düsseldorf, 1939.

„Marsch“ im Dreivierteltakt

Der Bundesgrenzschutz als Träger deutschen Volkskulturgutes. Darüber aufgeklärt wurde der Bundestagsabgeordnete Ritzel, der darüber eine mündliche Anfrage an den Bundesinnenminister (Bundestagsprotokoll, 44. Sitzung, S. 2062 B f) gestellt hatte.

Ritzel (SPD):

„Ich frage den Herrn Bundesminister des Innern: Ist der Herr Bundesminister bereit, während der Ausbildungszeit der künftigen Angehörigen des Bundesgrenzschutzes dafür zu sorgen, daß nicht nur alte Soldatenlieder als Marschlieder erlernt werden, sondern auch wertvolle Wanderlieder aus dem reichen Schatz deutscher Volkslieder von den Angehörigen des Bundesgrenzschutzes gelehrt und gesungen werden?“

Dr. Schröder, Bundesminister des Innern:

„Ich darf dem Herrn Kollegen folgendes antworten: Diese Frage ist bereits im Mai hier schon einmal von Ihnen gestellt worden, Herr Kollege, und da Sie damals nicht anwesend waren, hatte ich Ihnen schriftlich folgendes mitgeteilt:

Die jungen Bundesgrenzschutzbeamten sollen während der Ausbildungszeit, aber auch während ihrer späteren Dienstzeit nicht nur Soldatenlieder, sondern auch Wanderlieder lernen und singen. Außer Marsch- und Wanderliedern werden auch sonstige Volkslieder gesungen, natürlich nicht auf dem Marsch, wohl aber in den Unterkünften. Eine zentrale Anordnung, welche Lieder während der Ausbildungszeit zu singen sind, ist nicht beabsichtigt. Ich bin der Meinung, daß die Lieder, die in einer Einheit gesungen werden, aus dem landsmannschaftlichen Raum heraus ausgewählt werden sollten. Es ist daher veranlaßt worden, daß unsere Grenzschiebeinheiten mit den örtlichen Jugendverbänden Fühlung nehmen, um sich von ihnen gute Lieder für unsere Grenzschiebebeamten nennen zu lassen.

Ich darf hinzufügen, Herr Kollege, daß ich die Absicht habe, an den Herbstübungen des Bundesgrenzschutzes teilzunehmen, und daß ich mir bei dieser Gelegenheit das Liedgut einmal selbst anhören werde.“

Brav so. Nur nicht einseitig werden. Allzuviel Marschlied ist nicht schön; im Dreivierteltakt geht es viel besser. Wegen der human relations und überhaupt.

Sehr erfreulich ist auch die Zuordnung, die der Bundesinnenminister, oberster Chef des Bundesgrenzschutzes, den Marschliedern gibt: es sind Volkslieder („Außer Marsch- und Wanderliedern werden auch sonstige Volkslieder gesungen ...“); ja, damit sprach er einen Erfahrungssatz aus; denn nicht nur an Fastnacht oder am Vatertag tönen Marschlieder aus dem Volksmunde, auch aus weiblichem. Gelernt ist eben gelernt, ebenso wie das Marschieren. Semper aliquid haeret.

Und es ist auch durchaus verständlich, wenn Wander- und sonstige Volkslieder „natürlich nicht auf dem Marsch“, sondern „in den Unterkünften“ gesungen werden. Denn stellen Sie sich einmal vor, eine Abteilung des Bundesgrenzschutzes zieht durch ein Städtchen und es ertönt das Lied aus der Beamtenkehle: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt ...“ usw. Das könnte gar leicht in die falsche Kehle geraten. K. U. Nath

Bürokratie des Nichts

O bella Italia! singen heutzutage die Schlagertenöre, und mit ihnen jubiliert das Schnulzengewerbe über das Land, das der musikalischen Produktion so schier unerschöpfliche Quellen bietet. O bella Italia! hätten auch die Bürokraten aller Ämter Anlaß zu jubelnden, wäre es nicht gegen das Reglement, solchermaßen aus der amtlichen Rolle zu fallen. Denn wahrhaft Erstaunliches und, was amtliche Pflichtaufassung und Standfestigkeit in unseren unruhigen Zeitläuften angeht, Beispielhaftes hat sich im Lande Italien herausgestellt. Die Kunde davon verdanken wir dem Senator Trabucchi, jenem wackeren Manne, der Anfang 1954 vom damaligen Ministerpräsidenten Pella den Auftrag erhielt, den Verwaltungsapparat zu untersuchen und, wenn möglich, Vereinfachungen vorzuschlagen. Der Bericht des Senators ist jetzt veröffentlicht worden. Hören wir: Trabucchi fand allein 79 Regierungsämter mit über 1000 Beamten und Angestellten heraus, die überhaupt nichts zu tun haben, dennoch im Budget stehen; Ämter, die in grauer Vorzeit für bestimmte, zeitlich begrenzte Aufgaben geschaffen wurden, die heute längst erledigt sind. So eines, das für die Förderung des Fremdenverkehrs in den —

seit vierzehn Jahren nicht mehr vorhandenen — italienischen Besitzungen in Nordafrika bestimmt ist, oder ein Büro, das unter Mussolini die Vermögen jüdischer Bürger zu beschlagnahmen hatte, und ein drittes, das 1945 geschaffen wurde, um Penicillin-Spenden amerikanischer Hilfsorganisationen zu verteilen.

Gegenüber dem gräßlichen Aufgabenschwund, dem sich die Beamten dieser Behörden ausgesetzt sahen, müssen sich ihre Kollegen in jenen vier Ämtern entschieden glücklich schätzen, denen das Wohlergehen der Pferde Italiens anvertraut ist. Eines dieser Ämter ist für alle Pferde zuständig, die übrigen drei haben bestimmte Gruppen von Pferden zu betreuen. Gleichwohl empfanden sie — verständlich genug! — die Frage des Senators, worin die Betreuung bestehe, bereits als taktlos und zu weit gehend.

Vor einer solchen Leistung ist der Respekt des behördengehenden Publikums angezeigt. Millionen von Beamten in allen Ländern der Erde werden den italienischen Kollegen ihre Hochachtung nicht versagen und manchen Neid unterdrücken. Für die Philosophen aber ergeben sich angesichts der Tatsache, daß in Italien länger als ein Jahrzehnt das Nichts verwaltet worden ist, Probleme existenzialistischen Ausmaßes. Für die Soziologen, die davon reden, daß unsere Welt von anonym und selbständig gewordenen Organisationen beherrscht werde und sich der Apparat den Menschen unterworfen habe, besteht aller Grund, der italienischen Bürokratie für diese unerwartete praktische Demonstration Dank abzustatten. C. Ch. K.

Mitglied aus Zwang?

Aus Gewerkschaftskreisen hört man neuerdings von der Bestrebung, in Zukunft nur noch Mitglieder an den erkämpften Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen teilhaben zu lassen. Das ist nur recht und billig, sagt der gesunde Menschenverstand, warum sollen die Unorganisierten immer mitprofitieren, wenn sie selbst nichts für die Vergünstigungen einsetzen, nicht einmal einen Mitgliedsbeitrag, geschweige denn eine klassenbewußte Gesinnung?

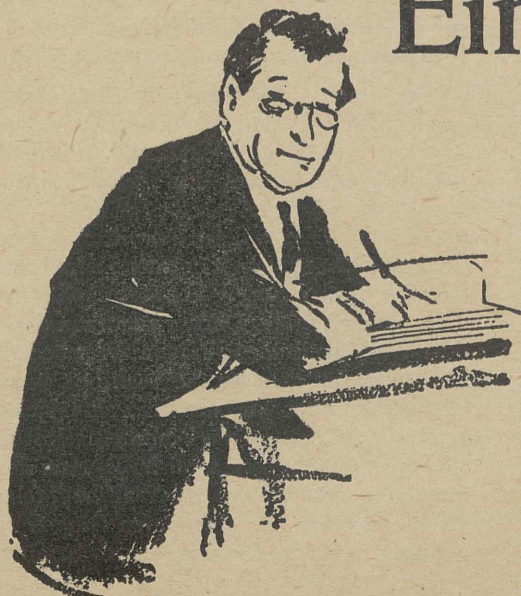
Nein, es wäre gewiß nichts gegen das Vorhaben des DGB einzuwenden, das sich natürlich aus dem Wunsch entwickelte, mehr Mitglieder zu gewinnen und damit mehr Macht und Einfluß — wäre nicht gleichzeitig eine Gefahr damit verbunden, die weiß Gott nicht auf die Gewerkschaften allein beschränkt ist.

Unsere gegenwärtige Gesellschaft ist gekennzeichnet durch ein Nebeneinander der verschiedensten Machträger, hauptsächlich politischer Parteien und Verbände aller Art. Dieser vom Standpunkt der liberalen Demokratie des 19. Jahrhunderts aus vielfach angefeindete, zumindest mißtrauisch betrachtete Pluralismus hat gerade für die Demokratie, wenn sie Freiheit der in ihr lebenden Menschen meint, den großen Vorzug, eine Balance der Mächtegruppen zu gewährleisten. Ja man kann sogar sagen, daß die Freiheit des Individuums am größten ist, je mehr von diesen Verbänden miteinander um Einfluß auf den Staat konkurrieren. Je mehr der einzelne wählen kann zwischen Gruppen, denen er sich anschließen kann, desto weniger befindet er sich in einer Zwangssituation, desto eher kann er einer anderen sozialen Institution beitreten.

Im Falle der Gewerkschaften wird aus zwingenden wirtschaftlichen Gründen in Zukunft vielleicht jeder Arbeitnehmer gar nicht anders können als ihr Mitglied zu werden, womit ihm einerseits ökonomisch entschieden mehr geholfen wird als ohne sie, er aber andererseits mit in den festen Apparat gemauert wird, der tendenziell nichts anderes tut, als ihn verwalten. Wie gesagt, beschränkt sich diese Gefahr nicht auf die Arbeitnehmerseite. Man denke nur an den Wunsch der Industrie- und Handelskammern, wie im 3. Reich für alle selbständigen Unternehmer die Mitgliedschaft wieder obligatorisch zu machen. In jedem Falle kommt die Zwangsmemberschaft schon fast der angeborenen Klassenlage gleich, die die mittelalterlichen Menschen schließlich glauben ließ, das was sie sind, sei gottgewollt.

Sebastian Herkommer

Eine Frage?



Kennen Sie die vielen
Situationen des täglichen
Lebens, in denen Ihnen
Ihre Bank helfen kann?
Besuchen Sie uns,
wir beraten Sie mit
großer Erfahrung.



DRESDNER BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
Frankfurt a. M., Gallusanlage 7

Ferne Völker – frühe Zeiten

Dies ist nicht nur ein Ausstellungstitel, sondern zugleich ein Forschungsprogramm des Frobenius-Instituts unserer Universität. Die gegenwärtige Ausstellung auf dem Messengelände lenkt seit langem wieder einmal die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese in Deutschland einmalige Forschungsstätte und das angeschlossene städtische Völkerkundemuseum, das seit dem letzten Kriege leider nur noch ein Magazindasein führt, nachdem die Trümmer des Turn- und Taxischen Palais dem Fernmeldehochhaus gewichen sind.

Auch Studenten denken bei solcher Gelegenheit meist nur an die Abenteuergeschichten in Jugendbüchern oder bestenfalls an populärwissenschaftliche Bestseller der letzten Jahre. Den wenigsten ist bekannt, daß wir an unserer Universität eine ethnologische Schule besitzen, die ihrer Wissenschaft das vom vorigen Jahrhundert ererbte Odium positivistischer Simplifikationen genommen hat. Der Sammelwut dilettierender Exotenliebhaber ist systematische „Feldforschung“ am methodisch ausgewählten Objekt gewichen.

Für die Ethnologie spannt sich dadurch der Gesichtskreis ihrer Beobachtungen von der Vorgeschichte bis zur Volkskunde der Kulturvölker. Dies läßt sich gut an der Ausstellung ablesen. Neben Zeugnissen von Primitivkulturen stehen erlesene Stücke indischer Volkskunst, indianischer Überlieferungen oder gar äthiopisch-christlicher Kultur. Die stattliche Felsbildgalerie von fast siebzig riesigen Kopien zeigt hierbei besonders deutlich den zeitlichen Umfang und die verwirrende Phänomenologie einer für uns rätselhaften Welt. Tausende von Jahren und alle Plätze der Erde scheinen darin offen zu liegen. Der Weg führt vom eiszeitlichen Altamira bis zu den heutigen Malereien in Australien, deren Entstehen fotografisch festgehalten ist.

Methodische Konsequenz hat das Frobenius-Institut in den letzten Jahren mehrere Expeditionen zu Naturvölkern unternehmen lassen. „Diese Völker“, schreibt Professor Ad. E. Jensen, „sind uns vor allem deshalb interessant, weil ihre geistige Welt und ihre Wirtschaftsformen noch heute frühe Stadien der Kultur lebendig repräsentieren und uns dadurch ermöglichen, jene Epochen der Kulturgeschichte, die vor der Entstehung der Schrift liegen, zu rekonstruieren“. Dies kann nur so lange geschehen, als es derartige unberührte Stämme überhaupt noch gibt. Das Wort Expedition assoziiert in der Phantasie unserer Zeitgenossen gewöhnlich romantische Cinemascope-Malereien oder Karl-May-hafte Einzelgängerleistungen. Wissenschaftliche Arbeit zeigt sich hingegen weniger filmisch, als es eine spätere Ausstellung mit fotografischen Großaufnahmen dem Auge des Laien vielleicht suggerieren mag. Kleine Teams — an den sechs Expeditionen seit 1950 waren insgesamt achtzehn Mitglieder des Instituts beteiligt — arbeiten den Soziologen im Betrieb vergleichbar oder ähnlich wie die Volkskundler auf dem Lande.

Aus solch intimen Beobachtungen fest umgrenzter Feldforschungen sind die in der Ausstellung gezeigten Dinge zum Großteil hervorgegangen. Gezeigt werden kann selbstverständlich im Wesentlichen nur die Sachkultur. In der Art ihrer Darbietung aber werden die methodischen Prinzipien deutlich und lassen einen Teil der weiterführenden Ergebnisse ablesen. Gegenstand und Darstellung seiner Funktion im fotografischen Dokument ergänzen einander ausgezeichnet. Dabei wird jeweils exakt der Zustand wiedergegeben, den die Aufnahme erbracht hat, mit allen Zivilisationseinflüssen und oft auch Glanzlosigkeiten der primi-

tiven Gebrauchs- und Kulturgeräte. Es soll echtes Zeugnis gegeben werden vom heutigen Zustand des Lebenslaufs und Alltags dieser Menschen auf teilweise frühester Kulturstufe.

Daneben bietet die Ausstellung jedoch auch Besuchern mit besonderen Erwartungen die gewünschten Objekte. Es ist erstmals eine Stiftung peruanischer Altertümer ausgestellt, die vor allem Kunstgewerbler und Volkskunstliebhaber anziehen dürfte. Proben bester Webe-, Metall- und Töpfertechnik geben ein anschauliches Bild hoher Handwerkskultur. — Schließlich erfüllt eine Reihe guter Negerplastiken sicherlich die Hoffnungen der von der Moderne her Zugang zu den Naturvölkern Suchenden. So ist für jeden Interessantes und Ansprechbares gegeben, ohne daß dabei der wissenschaftliche Rahmen zu weitgehend aufgegeben worden wäre. Eine Ausstellung, die wissenschaftlicher Bericht, sich in Erinnerung bringendes Forschungsunternehmen und werbende Aufforderung an seine Geldgeber sein soll, stellt ihre Veranstalter vor tausend Gewissensfragen. Sie sind gründlich verdaut und glücklich ausgetragen. W. W.

Der Dichter und seine Axt

Die Worte werden nicht tötlich.

Dieses Dilemma mag mancher Kritiker bedauern; ist doch um Nachdrücklichkeit zu gewährleisten Brachialgewalt vonnöten — einer Weisheit zufolge, die besagt, daß Erkenntnis eingeleut am besten sitzt.

Aus diesem Grund sitzt jetzt Michael Guttenbrunner, österreichischer Dichter und Mitglied des PEN-Klubs und österreichischer Staatspreisträger in einer Nervenheilanstalt. Er hat mit der Parole „Wider den Lärm in der herrlichen Natur“ die Axt ergriffen und auf Autos dreingeschlagen. Der Tatort war das idyllisch gelegene Waldgebiet an der Wiener Höhenstraße.

Ein Dichter wurde tötlich, weil er die Natur vom Lärm der Technik, den Waldfrieden von Chromblitzen und Hupenklage bedroht sah. Jedoch war noch mehr Anlaß; jeder Axthieb war mit kulturkritischer Vehemenz geführt: es ging gegen die Technik in einem weltgestaltenden Sinn: die Idylle erhob sich gegen die Hast und den Unverstand quantitativen Fortschritts. Die jungfräuliche Schönheit der Natur fühlte sich mißachtet. Die Axt warb um Freier. Gefreit wird wohl sehr viel, aber meist in Broschüren mit dem Hinweis auf Restaurants mit den besten Bratbündeln und Zimmer mit fließendem Wasser. Natur wird lediglich angedeutet, — wenn's beliebt als Kulisse einer kurventrächtigen Dame, die mit dem Blick nach einigen Tannwipfeln äußerstes Interesse bekundet. Es gibt da vielerlei Aspekte.

Etwas gewaltsam drängt sich die Moral auf. Ein Dichter, eine Axt: auf den ersten Blick, Gegensätze, auf den zweiten kulturkritische Tragik, wenn Sie, geneigter Leser dieser Zeilen, eine grundsätzliche Inangriffnahme des Weltzustandes darunter verstehen mögen, der seit der Weisheit Salomons im Argen liegt und gegen alle anderen Beteuerungen weiterhin darin befangen bleibt.

Die Kritik an der Kultur, wie sie Michael Guttenbrunner in einer Affekthandlung mit einer Axt ausführte, weil das Wort der Kritik mehr den akustischen Wert einer Phrase oder eines bloßen Räsönieren hat, dessen Ernst wohl keiner



1822

1957

135 Jahre

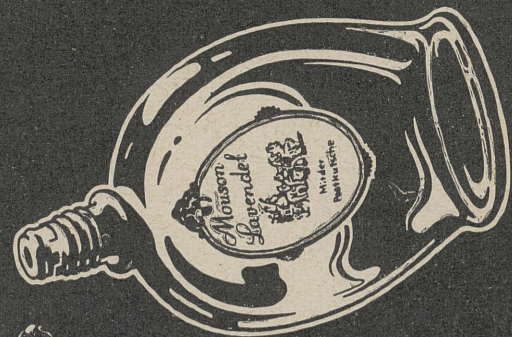
FRANKFURTER SPARKASSE
VON 1822 (POLYTECHNISCHE GESELLSCHAFT)

HAUPTSTELLE: NEUE MAINZER STRASSE 49—51

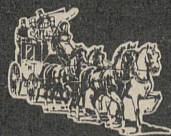
ZWEIGSTELLEN IN ALLEN STADTTTEILEN

Fernsprecher: Sammel-Nr. 2 02 02

Sorgfältige Beratung in allen Geldfragen



*Tropfen für Tropfen
köstlich erfrischend*



Mouson Lavendel
Mit der Postkutsche

bezweifelt, aber auch nicht erwägt, diese Kritik ist Folge des illustren Geschwätzes, das heute Zeitungen überschwemmt, und zwar mit einer Hochachtung von jeder Art Geist, daß man sich seiner nicht zu bedienen wagt. Man bedenke die Zentnerworte wie: „In Harnisch bringen“ oder „auseinandersetzen“ (als sei das Gespräch eine Kriegserklärung, wo doch, um sich besser zu verstehen, ein Zusammensitzen ratsamer wäre). Die Kritik nimmt sprachlich die Gebärden brambarierender Zügellosigkeit an, um die Reizschwelle des Verständnisses zu überschreiten und eindringlich zu werden. Der Überschallwert des Gezeters freilich zerschlägt die Aufmerksamkeit: man kann an Detonationen sich ebenso gewöhnen wie an das Ticken einer Uhr in einer Zelle.

Die Übertreibung ist Geste des Unvermögens, einmal, weil der Kritiker mit dem Geist ein schlechtes Auskommen hat, und zum andern Mal, weil der Zuhörer nur die Zentnerworte emotional registriert und in die Urlaute der Bewunderung ausbricht: „Der hat es aber gesagt.“

Unversehens gerät man in den Taumel der Phrase, die schon lange dem kritischen Verstand ein Schlaflied angestimmt hat. Michael Guttenbrunner ging zum Angriff über. Möglich, daß ihm das Unwesen des Motors, des Fanals der Industrie gegen das von Singvögel bevölkerte Schweigen der heiligen Natur in Harnisch brachte und zu einer Affekthandlung hinriß. Was ist eine polemische Zeile, was eine bis zum Exzeß rebellische Dichtung gegen den Besitzerstolz eines Autofahrers, der mit sattsamer Genügsamkeit auf einem Wesen des Fortschritts dahingleitet, den Wald nach Kilometer ermißt, und nicht zuletzt ein intimeres Verhältnis zu seinem Gefährt hat als zu seiner Frau, wenn auch diese ihre Liebe oft wegen eines solchen Gefährts entdeckt. Merkwürdig bleibt, daß der Kavalier der Idylle Michael Guttenbrunner, der Einsamkeit und Unbehelligkeit empfiehlt, die eingefriedete Welt der Idylle bevölkerungspolitisch bedroht: oder hat er im gerechten Zorn seine Rechte verteidigt; eine Notlösung, die ihn jetzt in das bedrückende Schweigen einer Nervenheilanstalt führte? Mag sein, daß der Schrei nach Natur den Kehlen von Weltverbessern entstammt, die zur Natur ein ähnliches Verhältnis haben wie ein Leichenbeschauer zum Lebendigen. Wenn nun einer für seine Sache eintritt wie Michael Guttenbrunner und sei es gegen den Touristentick um das Recht nach Ruhe gewahrt zu wissen. Und er kann es nur mit der Axt, dann ist das, lieber Leser, sehr tragisch. H. H.

KUNSTHANDLUNG

Karl Vonderbank
VORM. TRITTLER

FRANKFURT A. M., GOETHESTRASSE 11

Gemälde · Aquarelle · Stiche

Reproduktionen

Einrahmungen in eigener Werkstatt



Oh! moon of Alabama
We now must say good-bye
We've lost our good old mamma
And must have dollars
Oh! you know why